



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sophus Bauditz: Spuren im Schnee : eine Winternovelle : autorisierte
Übersetzung von Mathilde Mann : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Noch freilich fehlt uns manches, das nötig ist zur vollen Freiheit. Noch sind unsre Schiffe in fremden Meeren von englischen Kohlenstationen abhängig, weil wir keine eignen haben. Ein berühmter deutscher Professor mag ja die deutsche Flotte nur für einen Sport halten. Es ist richtig, die alten Römer waren keine Seefahrer und fürchteten sich vor den sächsischen Seeräubern, die mit allen Winden zu segeln wußten. Doch unser Blick reicht ein wenig über das enge Becken des Mittelmeeres hinaus, und der Deutsche, der im Auslande für das Vaterland wirkt und schafft und aus eigener Anschauung die Bedeutung der See kennt, denkt anders als der berühmte Gelehrte.

Was Deutschland braucht, sind Kohlenstationen über die ganze Erde hin, und neben den Stationen ein Netz von deutschen Kabeln, das sie mit unsern Kolonien und dem Mutterlande verbindet. Man fängt jetzt in Deutschland an, sich mit dem Gedanken eigener Kohlenstationen zu befreunden. Aber Hand in Hand mit der Erwerbung dieser wichtigen Außenposten sollte auch der Ausbau eigener Kabelnlinien gehen. Gegenwärtig hat England fast ein Kabelmonopol und verdankt einen nicht geringen Teil seiner herrschenden Stellung dem Besitze seines ausgedehnten Netzes elektrischer Drähte. Von welcher Bedeutung die Kontrolle der Kabel in politischer Beziehung sein kann und muß, ist offenkundig für jeden, der denken kann.

Wenn Deutschland seine Schiffe selbst mit den nötigen Kohlen versehen kann und sich auch im Nachrichtendienste nicht mehr auf das Wohlwollen mißgünstiger Nachbarn angewiesen sieht, erst dann ist es England gegenüber wirklich frei. Es ist eine kühne Forderung, und sie verlangt Opfer. Aber wir sind trotz England groß geworden, und trotz England und ohne England wollen wir auch noch größer werden.



Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Baudiz

Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann

(Schluß)



cht wußte das Wetter, was es wollte: es war Schneesturm geworden. Die Flocken jagten herunter, daß Himmel und Erde in einander übergingen; man konnte keine drei Schritte weit sehen, und bald waren Wege, Gräben und Äcker nicht mehr von einander zu unterscheiden. Nachdem sie dreiviertel Stunden gefahren waren, erklärte der Rutscher, daß er in der Gegend nicht bekannt sei — er sei aus dem Süden —, und daß er sich „gewiß“ verirrt habe; aber man könne sich ja in dem nächsten Hause erkundigen. Ja, aber wo war eins? Es war auch nicht eine menschliche Wohnung zu erblicken, wie man auch auf dem ganzen Wege niemand begegnete.

Halten Sie einmal einen Augenblick, rief der Leutnant und sprang auf den Weg hinaus. Hier ist ja die frische Spur eines Schlittens — er ist nach der

Richtung hingefahren! Wir wollen ihr nachfahren — irgendwohin muß sie doch wohl führen!

Der Kutscher parierte Ordre, und zehn Minuten später langten sie bei einem abseits gelegnen Bauerngehöft an.

Es kam niemand heraus, um sie zu empfangen — der Sturm übertönte wohl das Schellengeklingel —, und der Leutnant stieg aus dem Schlitten, schüttelte den Schnee ab, öffnete die Hausthür und ging hinein.

In dem vordern Zimmer war auch niemand: er klopfte an und ging weiter, blieb aber stehen und zuckte unwillkürlich zusammen bei dem Anblick, der sich ihm bot.

In der Thür, die von dem Zimmer, in das er eintrat, zu dem nächsten führte, stand Fräulein Harriet, und jetzt glich sie ihrer Photographie. Weg war alles Kalte, Steife, sie hatte wirklich ein Gewand abgestreift und sah glückstrahlend ins Leben hinein. Wenn auch der Leutnant nicht so bezaubert war, wie er vor ein oder zwei Tagen gewesen wäre — es war in den letzten zwei Tagen ja etwas andres dazwischen getreten —, so machte es doch einen starken Eindruck auf ihn. Aber er sollte keine Zeit haben, sich irgend einem Eindrucke hinzugeben, denn in demselben Augenblicke entdeckte Fräulein Harriet ihn, wandte sich zornglühend nach ihm um und sagte:

Wagen Sie es, meine Wege auszuspioniren? Was wollen Sie hier?

Der Leutnant wollte erklären, wie er hierher gekommen sei, als aus dem Nebenzimmer, in dessen Thür Fräulein Harriet stand, ein großer, schöner Mann auf ihn zutrat — ihm also hatte ihr Blick entgegengeleuchtet! Kaum aber hatten die beiden Männer einander gesehen, als es: Hög! — Busch! erscholl. — Müffen wir uns hier treffen! Und dann folgte ein herzlicher Händedruck.

Die Herren kennen sich? fragte Harriet, die sich schnell faßte; ihre Stimme zitterte aber noch nach.

Ja, wir haben ja im Jahre 90 zusammen als Rekruten in Fredericia gestanden, sagte der Leutnant. Und du bist ja Reserveleutnant geworden, wandte er sich an den andern. Wo bist du aber jetzt? Ich habe dich ja ganz aus den Augen verloren!

Ich bin Gutsverwalter bei Graf Hjelm drüben auf Seeland, lautete die Antwort, und nächsten Frühling bekomme ich eins von den Hauptgütern der Grafschaft in Pacht — es geht mir gut in jeder Beziehung.

Sie müffen meine Worte von vorhin verzeihen, sagte Harriet halblaut zu dem Leutnant, aber —

Keine Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein! Ich verstehe es sehr wohl, daß es Sie unangenehm berührte, als Sie mich, den Sie daheim auf Midskov glaubten, hier plötzlich leibhaftig vor sich stehen sahen!

Ja, ich wurde wirklich ganz bange, sagte Harriet eifrig und versuchte zu lächeln. Der Leutnant erzählte, wie er sich verirrt habe, und da er die Situation richtig beurtheilte, nahm er schnell Abschied und bat nur, daß man ihm den rechten Weg zeigen möge.

Als er im Begriff war, hinauszugehen, kam Harriet auf ihn zu und sagte verlegen:

Ich fahre in einer Stunde nach Hause, Sie sprechen wohl nicht davon —

Daß ich mich verirrt habe! ergänzte der Leutnant. Nein, deswegen können Sie ganz ruhig sein. Und der Kutscher sagt ganz gewiß auch nichts — denn der weiß nichts.

Sieh, sieh! dachte er auf dem Heimwege. Das stolze Burgfräulein hält Stellbüchleins mit Verwaltern außer Hause — das sollte der Jägermeister wissen, dann brauchte er nicht so lange zu sein, daß sie seine kleinen Erzeffe entdecken könnte.

Haben Sie es gefunden? fragte Ellen, sobald der Leutnant, mit ganz beschneitem Gesicht, heimgekehrt war. Sie hatte während der letzten Stunde oben im Turmzimmer auf dem Ausguck gefessen; jetzt stand sie da und nahm ihn auf der steinernen Treppe in Empfang, und es fiel dem Leutnant in diesem Augenblicke ein, wie wunderbar es sei, daß er so ausfuhr, um das zu suchen, was doch hier zu Hause war — das Manuskript natürlich.

Nein, gefunden habe ich es nicht, antwortete er; aber ich weiß, wo es wahrscheinlich steckt, und dann erzählte er, was er erfahren hatte. — Aber wo ist der Doktor? fragte er.

Der Doktor! Sie wollen doch nicht etwa —

Freilich will ich — das schulde ich ihm!

Der Doktor wurde geholt — er arbeitete gerade unten im Erdgeschoß im östlichen Flügel —, und er war natürlich in höchstem Grade interessiert und so dankbar für den Edelmut des Leutnants, wie ihm das überhaupt nur möglich war.

Wollen Sie selber das Manuskript herausgeben? fragte er vorsichtig tastend.

Nein, ich hatte eigentlich gedacht, daß Sie das thun sollten, entgegnete der Leutnant, und da war denn der Doktor selig.

Verstärkt durch den Jägermeister gingen sie dann alle in einer Prozession zu Peter Rademacher hinab, und unterwegs vertraute der Jägermeister dem Leutnant an, daß Harriet noch nicht zurückgekommen sei; da hätten sie sich eigentlich mit dem Aufräumen des Rittersaals gar nicht so sehr zu beeilen brauchen.

Der Rademacher war zu Hause; der Leutnant führte das Wort: Es sei seiner Zeit hier im Schlosse ein altes Buch eingemauert gefunden worden, so und so; ob Peter das nicht etwa habe?

Nein, eingemauert sei das nicht gewesen, meinte der Rademacher. Sein Vater habe gesagt, es hätte zwischen anderm Gerümpel oben auf dem Boden gelegen, und sein Vater sei immer ein zuverlässiger Mann gewesen, also was der gesagt habe, das sei wahr.

Ja, aber haben Sie denn das Manuskript, oder haben Sie es nicht? fragte der Doktor, der sich jetzt in die erste Reihe hineindrängte.

Ja, haben thäte er es wohl — das heißt, wenn die Kinder das Buch nicht zerrissen hätten; aber nun wolle er einmal nachsehen.

Der Doktor zitterte förmlich, während der Rademacher fort war, aber nach einer Weile kehrte dieser zurück — ja, er hatte das Buch, einen zerfetzten Folianten mit zerbrochnem hölzernen Einband unterm Arm! Und der Doktor stürzte auf ihn zu, ergriff den Schatz, öffnete ihn — und sank vernichtet auf einen Stuhl.

Was ist denn das! rief er mit schwacher Stimme aus und zeigte auf die Neuruppinschen Kunstwerke, die die Seiten des Buchs bedeckten. Das ist ja ein Bilderbuch!

Ja, sagte der Rademacher, das war so schönes, starkes Papier, und die Schrift konnte man ja doch nicht lesen, da nahm ich es und machte ein schönes Bilderbuch für die Kinder daraus, und die haben denn auch viel Vergnügen daran gehabt.

Das ist ja ganz unverantwortlich! stöhnte der Doktor. Allerdings kann dies nicht der Codex sein, von dem der Prior Christen Jensen spricht — dies ist Papier, nicht Pergament, und das Papier ist außerdem nur ein paar hundert Jahre alt —

aber es könnte doch eine spätere, vollständige Abschrift von Robert von Elys Chronik sein, die an demselben Ort wie das Original aufbewahrt wurde — ja, ich bin im Grunde fest davon überzeugt, ich habe es im Gefühl! Sind indessen die Bilder mit gewöhnlichem Kleister festgeklebt, so ist doch Hoffnung vorhanden, daß —

Nein, ich habe sie allerdings mit dünnem Tischlerleim eingeklebt, erklärte der Rademacher wohlwollend; der hält besser!

Der Doktor sank zerschmettert auf seinen Stuhl zurück, und der Jägermeister bemerkte später, er sei zusammengebrochen wie ein Stück Wild, das eine schöne Blattkugel bekommen habe.

Wenn man bedenkt, daß ich hier mit einem historischen Altentstück vielleicht von unberechenbarem Wert stehe! stöhnte er. Und nun ist es begraben, begraben wie Pompeji unter der Asche — und niemand vermag den Grabdeckel zu entfernen!

Das ist denn doch noch nicht gesagt, wandte der Leutnant ein. Lassen Sie mich einmal versuchen!

Was wollen Sie thun? fragte der Doktor mißtrauisch und preßte den Folianten fester an sich.

Ich will die Blätter kochendheißen Wasserdämpfen aussetzen, und dann —

Dann wird die Schrift unter den Bildern zerstört sein.

Das bezweifle ich, daß sie das sein werde. Ich bin freilich kein Schriftkundiger —

Nein!

Aber soviel weiß ich doch, daß man vor zweihundert Jahren nur reine Gallustinte benutzte, und —

Das ist richtig, das that man — glücklicherweise!

Und alte Gallustinte kann ebenso wie Tusche viel Masse vertragen ohne aufgelöst zu werden. Lassen Sie uns nur einmal versuchen!

Aber wenn die Schrift nun doch zerstört wird?

Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Nein, ich habe nicht den Mut dazu! Lassen Sie uns noch damit warten!

Wir könnten es ja mit einem einzelnen Blatt versuchen?

Ja, was für ein Blatt sollte das aber sein?

Das erste!

Wo denken Sie hin! Darauf stehen ja voraussichtlich die allerinteressantesten chronologischen und personalhistorischen Daten, und wenn die zerstört werden —

Dann also das letzte Blatt!

Dann laufen wir ja Gefahr, den Schluß zu verlieren!

Ja, aber das Ganze ist ja ein toter Schatz, wenn wir es nicht untersuchen!

Der Doktor erteilte endlich seine Einwilligung dazu, daß der Leutnant einen Versuch mit dem ersten Blatt anstelle; der Rademacher bekam zwei Kronen für das Bilderbuch, die Kinder heulten über den Verlust, und dann ging man an das große Werk.

Es wurde Feuer unter dem Braukessel gemacht, und alle — einschließlich Harriets, die jetzt endlich heimgekommen war — wohnten dem spannenden Prozeß bei. Das erste Blatt wurde aus dem Buch herausgeschnitten und oben unter dem Deckel des Kessels angebracht und dann gedämpft.

Glauben Sie nicht, daß es jetzt genug hat? fragte der Doktor, der umhertrippelte wie ein Huhn, das legen will.

Nein, noch nicht, antwortete der Leutnant.

Ja, aber das Papier kann sich ganz auflösen!

Nein, zu jener Zeit hatte man gutes Papier!

Das ist wohl wahr — aber trotzdem —

Endlich nahm der Leutnant das Blatt aus dem Brautkessel heraus und fing vorsichtig an, das Bild, das die Burg Rheineck darstellte, an der einen Ecke von seiner Unterlage loszulösen — es ging!

Lassen Sie mich einmal sehen, was da steht! sagte der Doktor und steckte die Nase ganz ins Papier hinein. — Pre — Preben By — Bydelsbat! — Zu Knud Lavards Zeit gab es keine Bydelsbats, die kennt man erst aus dem vierzehnten Jahrhundert! — Was kann dies nur sein!

Das Blatt war bald ganz von der rheinischen Burg befreit. Die Schrift hatte nicht den geringsten Schaden gelitten, leider aber entpuppte die vermeintliche Knudschronik sich nur als eine Leichenpredigt über den „guten Mann“ Anders Bagge, dessen Genealogie auf der ersten Seite aufgezählt wurde.

Das kann man wirklich eine Enttäuschung nennen! seufzte der Doktor. — Was nun?

Ja, was nun? wiederholte der Leutnant. Wir sind fehlgefahren und müssen nun sehen, daß wir eine neue Spur finden — das kann oft zu den überraschendsten Resultaten führen.

Harriet senkte den Blick und errötete bis an die Haarwurzeln.

Herr Leutnant! sagte sie nach einer Weile. Ich möchte gern ein Wort mit Ihnen reden.

Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, mein gnädiges Fräulein!

Ich schulde Ihnen eine Erklärung, fuhr sie fort, nein, unterbrechen Sie mich nicht! Sie haben ein Recht, alles zu wissen, und ich muß Ihnen danken, daß Sie so diskret waren, nicht zu fragen. Der Mann, mit dem zusammen Sie mich heute vormittag trafen, Gutsverwalter Jörgen Busch, ist mein Verlobter.

Der Leutnant verneigte sich. Das war mir selbstverständlich im ersten Augenblick klar, mein gnädiges Fräulein.

Harriet fuhr fort, aber es kostete sie offenbar nicht geringe Überwindung zu reden:

Er ist der Sohn eines Holzwärters hier auf dem Gut — seine beiden Eltern sind schon lange tot. Wir sind zusammen aufgewachsen — er ist nur wenige Jahre älter als ich —, wir spielten zusammen, wir lernten zusammen, und wir waren unzertrennlich; schließlich gewann er mich lieb und ich ihn. Ich war fünfzehn Jahre alt, als Vater uns einmal zusammen überraschte; er wurde heftig, entsetzlich heftig — er legte Hand an Jörgen, und das habe ich Vater nie vergessen können — vielleicht ist das meine Schuld. Dann ging ich von daheim fort, zu meiner Tante, und bei der blieb ich, bis sie starb. Jörgen aber ließ ich ausbilden — ich hatte freie Verfügung über mein Klostergeld —, natürlich ohne daß er es ahnte und ahnt, woher die Hilfe kam; er machte sein Abiturientenexamen, besuchte die landwirtschaftliche Akademie und wurde, wie Sie wissen, Reserveoffizier. Der, den ich zum Manne erwählte, mußte selbstverständlich so sein, daß man weder über seine Bildung, noch über seine soziale Stellung die Schultern hochziehen konnte. Jetzt soll er, wie Sie vorhin hörten, zum Frühling eine größere Pachtung übernehmen, im nächsten Jahre werde ich großjährig, und dann heirate ich ihn, ohne irgend jemand um Erlaubnis zu fragen. Bis dahin aber bitte ich Sie, unverbrüchliches Schweigen über das zu bewahren, in das Sie zufällig eingeweiht worden sind. Ich

habe nur alle paar Jahre einmal heimlich einen Schimmer von meinem Verlobten erhaschen können — wie zum Beispiel heute, wo wir uns in dem Hause meines alten Kindermädchens trafen. Zuletzt, als ich ihn sah —

War das nicht in Kopenhagen? fragte der Leutnant mit einem Lächeln.

Ja — woher wissen Sie denn das? entgegnete Harriet und wurde dunkelrot.

Ich weiß es nicht, ich habe es nur erraten — ich habe nämlich eine Photographie gesehen, und —

Harriet sah ihn fragend an, verstand ihn nicht, sagte dann aber, ohne eine nähere Erklärung abzuwarten:

Dann hätten wir also nichts weiter zu bereden — ich danke Ihnen noch einmal!

Ach, nur noch einen Augenblick, mein gnädiges Fräulein! bat der Leutnant. Wollen Sie mir eine Frage gestatten — ja, ich weiß eigentlich nicht, wie ich sie formuliren soll —, aber vor neun Jahren, als Sie erst fünfzehn Jahre alt waren — waren Sie damals wirklich so sicher, daß Ihre Gefühle vorhalten würden —, oder richtiger gesagt: Sie waren damals wohl selber fest davon überzeugt, aber Sie waren doch nur ein halbes Kind, und —

Ach ja! unterbrach ihn Harriet, in gewisser Hinsicht. Aber Sie vergessen, daß das Gefühlleben eines jungen Mädchens lange vorher entwickelt sein kann, ehe ihr Verstand es ist, und außerdem — ja, es klingt wohl sonderbar, so etwas zu sagen —, aber in unsrer Familie lieben die Frauen nur einmal oder nie!

Jetzt war die Reihe, verlegen zu werden, an dem Leutnant; er sah nieder, bewegte den einen Fuß, als glätte er eine Falte im Teppich, nahm sich aber zusammen und sagte:

So darf es nicht weiter gehen, gnädiges Fräulein. Diesem unnatürlichen Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Vater soll und muß ein Ende gemacht werden — glauben Sie mir: dabei werden sich alle Teile am besten stehen.

Ja, wenn ich mündig werde und mich verheirate, dann —

Nein, vorher, mein gnädiges Fräulein! Wenn Sie mir erlauben wollen, mit Ihrem Herrn Vater zu reden —

Er läßt sich nicht zur Vernunft reden.

Doch, das thut er, verlassen Sie sich auf mich!

Sie sagen das mit einer solchen Bestimmtheit!

Ja, ich bin auch ganz sicher.

Gut! Ich will Ihnen glauben! Thun Sie, was Sie für recht halten! —

Und vielen Dank!

Harriet reichte ihm die Hand und ging.

Am Abend, als der Jägermeister und der Leutnant allein beisammen saßen, begann dieser:

Ich habe viel über das nachgedacht, was wir die letzte Nacht besprochen haben.

Der Jägermeister sah unsicher auf. Die letzte Nacht? — Ach so, über Alf!

Ja ja, auch an den habe ich gedacht — jetzt weiß ich, weshalb er fortgelaufen ist!

Hat Harriet —?

Der Leutnant nickte.

Ja, ich war natürlich zu heftig, das gebe ich zu — das Ganze war ja nur eine Kinderei! Sie hat ihn auch schon längst vergessen, und er ist weit weg, Gott

weiß wo — ich habe seither nie wieder von ihm gehört oder von ihm hören wollen.

Eigentlich dachte ich im Augenblick hauptsächlich an Sie selber, Herr Jägermeister! Sie müssen aus der ganzen Geschichte heraus, wie ich Ihnen schon sagte — nur auf einige Jahre —, Sie müssen fort und sich beschäftigen lernen, vielleicht nach Kopenhagen —

Aber meine Töchter!

Ja — Fräulein Harriet ist verlobt!

Ach, Gott segne Sie, Herr Leutnant, wollen Sie wirklich —

Nein, ich nicht! Aber Reserveleutnant Jörgen Busch, zum Frühling Pächter von —

Jörgen — Jörgen Busch?

Ja! Und dann erzählte der Leutnant — die Cigarre des Jägermeisters ging dabei aus. — Können Sie nun wohl sehen, daß Ihre Töchter sich wirklich verloben können — trotz des Vaters, den sie haben? schloß er lächelnd.

Das scheint wirklich so! — Ja, wenn Sie meinen, daß es so sein soll, Herr Leutnant, dann soll es so sein! Herr Gott, daß sich doch alles zum besten wenden muß! — Aber Ellen! Was soll denn aus der werden! Meine liebe kleine Ellen!

Das will ich Ihnen sagen! entgegnete der Leutnant mit eigentümlich weicher Stimme. Ellen soll zu meiner Tante, der Kammerherrin. Sie thut alles, worum ich sie bitte, und ich habe heute nachmittag schon an sie geschrieben, ob sie Ihre jüngste Tochter zu sich ins Haus nehmen will — vorläufig auf ein Jahr, und dann —

Ja, dann muß der liebe Gott für das Weitere sorgen!

7

Der nächste Morgen war sehr bewegt.

Der Jägermeister und Harriet sprachen über eine Stunde mit einander — das hatten sie seit vielen Jahren nicht gethan —; Ellen wurde in das Geschehene eingeweiht, sie drückte und küßte die Schwester, weinte ganz unmotiviert und lachte zugleich, wagte aber nicht recht, den Leutnant anzusehen.

Der Doktor war sehr trübseltig. Er schien sein Vorhaben ganz aufgegeben zu haben und sagte in einem merkwürdig bescheidenen Ton zu dem Leutnant:

Sie meinten, wir müßten eine neue Spur einschlagen — haben Sie die gefunden? Denn ich reise heute abend.

Der Leutnant hatte wirklich Mitleid mit ihm, er schüttelte den Kopf und erwiderte:

Lieber Herr Doktor, ich glaube fast, wir müssen es aufgeben — ich reise auch heute abend!

Aber Ellen ging zu ihm hin und sagte so, daß sonst niemand es hörte:

Das meinen Sie doch nicht, Herr Leutnant! Wollen Sie unverrichteter Sache abreißen? — Ich habe vom ersten Augenblick an geglaubt, daß Sie — Sie und ich — das Manuskript finden würden — und daran glaube ich auch jetzt noch. Ich habe einmal irgendwo gelesen, daß jedes alte Gebäude einen Gedanken oder ein Geheimnis in sich berge — und die Chronik, das ist das Geheimnis von Midskov — davon bin ich fest überzeugt!

Einen so festen Glauben hatte der Leutnant nun freilich nicht. Als er aber nach einer Weile am Fenster stand und über den Hof nach dem Turm hinauf

sah, von woher das rote Licht ihm am ersten Abend aus Ellens Zimmer entgegengekommen hatte, da entdeckte er plötzlich etwas.

Mitten zwischen ihrem Zimmer und der Obstkammer darunter, wo jetzt der Fußboden lag, waren deutliche Spuren von zugemauerten Schießcharten: die beiden Räume waren also ursprünglich einer gewesen, und war die Obstkammer ein Teil der „blauen Kammer“ gewesen, so war es mit Ellens Zimmer ebenso gewesen — da war also noch Hoffnung! Und die alte Chronik hatte durch Ellens Worte jetzt einen Wert für ihn erlangt, wie sie ihn bisher nie gehabt hatte, sie war für ihn das goldne Buch des Lebens geworden, das Symbol für das Glück, jetzt und in Zukunft — gefunden werden sollte sie!

Er und sie und Boy gingen allein auf ihr Zimmer. Vorsichtig wurde eine Schicht Putz nach der andern entfernt.

Ja, es ist blaue Farbe darunter! rief der Leutnant.

Und hier klingt es hohl! sagte Ellen, als sie nach einer Weile über ihrem Bett klopfte. Hier muß es sein — helfen Sie mir ein Loch schlagen!

Sie hatte schon angefangen, aus allen Kräften drauf los zu schlagen, als der Leutnant sie bei der Hand ergriff und sagte:

Nein, lassen Sie das! Sie und ich, wir können uns damit begnügen, die ersten gewesen zu sein, die das alte, vergessene Land — das gesunde und verschwundene Land — von der Mastspitze aus geschaut haben, aber der arme Doktor, der um der Chronik willen hier herüber gereist ist — dem wollen wir es gönnen, der Entdecker zu sein!

Aber Sie sind doch auch um der Chronik willen hierher gekommen! sagte Ellen.

Nein, das bin ich nicht. Später will ich Ihnen einmal erzählen, was ich hier finden wollte, und was ich gefunden habe — jetzt kann ich das nicht. — Liebe kleine Ellen, was würden Sie dazu sagen, wenn Sie das Heim Ihrer Kindheit auf einige Zeit verlassen sollten?

Er erzählte ihr, was er am vorhergehenden Abend ihrem Vater vorgeschlagen hatte; sie sah dankbar zu ihm auf, ohne ein Wort; er ergriff ihre Hand, die er lothelb gelassen hatte, und behielt sie in der seinen — viel länger, als nötig gewesen wäre —, und da geschah das Merkwürdige, daß Boy sich erhob, knurrte und die Zähne zeigte.

Boy ist wohl eifersüchtig! sagte sie und versuchte zu lächeln, aber in ihren Augen standen Thränen.

Dazu hat Boy vorläufig noch keinen Grund, entgegnete der Leutnant, aber wenn ich übers Jahr zu meiner Tante komme, dann vielleicht —

Ach, Gott segne Sie, Herr Leutnant, kommen Sie wirklich? Dann küssen Sie mich nur ein einzigesmal — davon kann ich gut ein ganzes Jahr zehren! — Ja, dann küsse ich Sie und lasse es Boy sehen!

Nach einer Weile wurde der Doktor in Ellens Zimmer hinauf geholt, und es machte keine sonderlichen Schwierigkeiten, ihn dahin zu bringen, daß er fand, wo der leere Raum sein müsse. Auch der Jägermeister und Harriet kamen herzu, Peter Rademacher stellte sich mit einem großen Hammer ein, und dann trat der feierliche Augenblick ein, wo sich, nachdem ein paar von den großen braunroten Mönchsteinen gelöst und herausgenommen waren, ein Raum in der Mauer zeigte und in diesem ein kleiner Kasten aus Blei.

Der Doktor ergriff ihn, öffnete ihn — und da lag das vergilbte Pergament wohlbewahrt.

Er warf einen hastigen Blick auf die erste Seite und las: Canutus autem dux Slesuici — ja, das war die Knudschronik!

Und Ellen und der Leutnant standen Hand in Hand da, als sei dies ihr Königsbrief,*) den der Doktor dort vorlas.

* * *

Am Abend reisten der Leutnant und der Doktor.

Auf dem Wege zum Bahnhof sagte der Leutnant:

Was glauben Sie übrigens, was Ihr Kollege im Archiv, Doktor Thorby — der ja Anders Sörensen Wedels Notiz gefunden hat — dazu sagen wird, daß Sie das Manuskript geholt haben?

Doktor Thorby? — woher wissen Sie das?

Das haben Sie mir ja selber erzählt.

Ich?

Ja, in dem Coupee zwischen Kopenhagen und Korsör!

Waren Sie das!

Ja, das war ich allerdings!

Und Sie machten sich zu nutze, was —

Ja, das that ich — und das war natürlich nicht so ganz richtig von mir; aber ich hatte meine eignen, besondern Gründe dazu, und ich bin Ihnen doch sicher ein wenig nützlich gewesen — bei den „größern“ Voruntersuchungen —, nicht wahr? Und schließlich waren es doch Sie, der das Manuskript gefunden hat!

Ja, das war ich! Und ich werde es auch herausgeben!

Ja, so verhält sich die Sache!

Als die beiden Reisegenossen bei der ländlichen Bahnstation aus dem Schlitten stiegen und sich der geliehenen Pelze entledigten, stand der Doktor in einem wunderlichen altmodischen Mantelkragen da, worin er sich bisher nicht hatte sehen lassen, der dem Leutnant aber ganz merkwürdig bekannt vorkam.

Wohnen Sie im Zermerturm? fragte der Leutnant und packte ihn beim Arme.

Im Zermerturm? Wollen Sie sich über mich lustig machen? Nein, ich wohne am Westwalle!

Waren Sie am Abend vor Ihrer Abreise noch spät auf der Straße?

Am Abend vor meiner Abreise? Nein! — Doch, ich war ja bei meinem Bruder gewesen.

Und Sie gingen über den Boulevard nach Hause?

Ja, jetzt entfinne ich mich dessen: da war jemand, der mich verfolgte, und ich wurde ganz bange — und schließlich rannte ich nach Hause.

Doktor, Doktor! rief der Leutnant und klopfte ihn auf die Schulter, Sie sind doch meine gute Fee gewesen! Sie haben mich erst ins Mittelalter und dann in den siebenten Himmel hineingeführt — das werde ich Ihnen niemals vergessen!

* * *

Und nun fragt es sich ja nur, ob sich das Manuskript — Codex Midskoviensis, wie der Doktor es alsbald getauft hatte — bei näherer Untersuchung wirk-

*) Dispensation von dem kirchlichen Aufgebot vor der Trauung.

lich als Robert von Elys vollständige Knudschronik erweisen wird, oder ob es nur ein Auszug ist wie der Anders Sörensen Wedels —, und ob Leutnant Hög im nächsten Jahr zu seiner Tante hinüberreißt, um Ellen zu holen.

Das erste kann ja immerhin einem Zweifel unterworfen sein.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Über die Lippische Thronfolgefrage schreibt uns G. Pfizer: In dem Artikel „Deutsches Nationalinteresse und deutsches Privatfürstenrecht“ (Grenzboten Nr. 48) wird allen denen, die in der Lippischen Thronfolgefrage für den Graf-Regenten und für Lippe Partei ergreifen, der Vorwurf antinationalen Geistes gemacht. Wörtlich heißt es daselbst nach Anführung der in Sachsen-Meiningen und in Schwarzburg-Sondershausen beschlossenen Verfassungsänderungen: „Die »nationale« Presse nimmt daselbe Recht (nämlich durch Landtagsbeschluß das Thronfolge-recht unter Bruch(?) der an sich bessern, ältern Rechte der Agnaten aus andern Häusern neuzuordnen) auch für Lippe in Anspruch und ereifert sich über den Vorschlag, die Regelung bei der Menge der einander widerstreitenden Anwartschaften dem Bundesrate zu überlassen, obwohl der ganze Fall selbst zwischen den Staats-rechtslehrern sehr streitig ist.“ Es möge einem süddeutschen Juristen, der sich bewußt ist, an nationaler Gesinnung hinter keinem zurückzustehen, ein Wort der Abwehr gegen den schweren Vorwurf gestattet sein. Wir können versichern, daß wir hierbei im Sinne vieler sprechen, die, gerade weil sie aufrichtig national gesinnt sind, den Versuch, die Lippische Thronfolgefrage durch den Bundesrat entscheiden zu lassen, um so lebhafter bedauern, weil sie wohl wissen, daß sie bei ihrem Widerspruch an allen antinationalen Elementen in Deutschland unerwünschte Verbündete finden. Wir schicken voraus, daß wir die Frage des militärischen Grußes ganz außer Betracht lassen; mit seiner Behauptung, daß sich die nationale Presse über diese Lappalie nicht hätte aufregen sollen, mag unser Gegner Recht haben, und über die Angemessenheit des Tones in der über diese Frage gepflognen fürstlichen Korrespondenz mag jedermann denken, wie er will.

Bei unsrer Antwort wollen wir versuchen, die Interessenfrage und die Rechtsfrage möglichst auseinander zu halten; vollständig kann das kaum geschehen, sofern die Rechtsfrage in zwei Fragen zerfällt: in die Frage *de lege lata*: was ist Recht? und die Frage *de lege ferenda*: was soll Recht sein? Es ist klar, daß sich die letztere Frage sehr nahe mit der Interessenfrage berührt; identisch sind sie aber keineswegs. Das zeigt uns sofort eine Vergleichung der Lippischen Thronfolgefrage mit der auch von unserm Gegner herangezognen Braunschweigischen. Bei der letztern handelte es sich zweifellos um ein nationales Interesse; so gewiß nach Braunschweigischem Recht der Herzog von Cumberland im Jahre 1884 zur Thronfolge berechtigt war, so wenig Anstoß erregte es doch bei allen Nationalgesinnten, daß damals dessen Recht beiseite geschoben wurde: *salus publica suprema lex*, einen Regenten, von dem man sich unter Umständen des Landesverrats gegen das Reich versehen mußte, durfte man nicht dulden. Wie steht es in dieser Beziehung